

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Aus Tirol

Steub, Ludwig
Stuttgart, 1880

VII. Adolf Pichler

VII.

Adolf Pichler.

Im Sommer 1879.

Soll denn der Dichter nur andres Gesichtes ästhetisch erziehen?
Soll er nicht auch an sich selbst legen die bildende Hand?

Adolf Pichler, der Dichter, ist mir schon seit dem Jahre 1844 wohl bekannt. Wir haben uns damals zwar nur für wenige Augenblicke bei Dr. J. Streiter in Bozen getroffen, sind uns aber seit jener Zeit nie mehr fremd geworden. Nachdem er im Jahre Achtundvierzig mit den Tiroler Studenten von Wien als Hauptmann an den Adrosee gezogen, nach achtwöchentlichem Feldzug wieder ruhmreich in Innsbruck angekommen und mit dem Orden der eisernen Krone geschmückt worden war, schrieb er ein Büchlein über seine Kriegsthaten, dem ich im Jahre Neunundvierzig, als es zu Wien erschienen, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine freundliche Anzeige widmete.* Später wurde er Professor der Mineralogie und Geognosie an der k. k. Universität zu Innsbruck.

* Jetzt in meinen kleineren Schriften, III, S. 50.

Als Dichter suchte er sich schon vor dreißig Jahren hervorzu thun und dem Dienst der Musen hat er seitdem nie entsagt. Eine eingehende und sehr günstige Besprechung seiner Leistungen, welche Ferdinand Kürnberger dieses Frühjahr in der Deutschen Zeitung zu Wien veröffentlichte, war wohl eine der letzten Arbeiten dieses strengen und geistreichen Kritikers, der bekanntlich im letzten Herbst zu München dahingeshieden ist. Es fehlte dem Dichter überhaupt nie an Anerkennung, aber es ging ihm eben auch wie manchen andern deutschen Schriftstellern — er glaubte sich nicht genug beachtet und hervorgezogen. Darüber stellte sich mit der Zeit eine chronische Verstimmung ein, die er fast zu wenig zu beherrschen vermochte. Um ihr Luft zu lassen, fand er für gut, eine gewisse nativistische Verbtheit anzunehmen und mit deren Hilfe eine gewisse, von aller Umgebung abgelöste, einsame, aber stolze Stellung zu erstreben. Manche Verehrer meinten in diesem Trachten einen höchst ehrenwerthen nationalen Zug zu finden und priesen die Unabhängigkeit seiner Gesinnung. Von ihnen angefeuert strebte dann der Dichter im Schweiße des Angesichts unter seinen Landsleuten allerwärts der — unfeinste zu sein — *ὑπερβολὸν ἐμμεναὶ ἄλλων*. Er übt sich — auch jetzt noch — in Haus und Feld, in Wief' und Wald, bei Tag und Nacht. Nicht selten erinnert er an den Götz von Berlichingen der ersten Auflage, nicht selten säufelt im Vorübergehen ein „Dohs“, ein „Esel“ von seinem liederreichen Munde. Auch seine Briefe, deren ich mehrere besitze, triesen von derselben Salbe. Daneben

stellte sich auch ein sehr hohes moralisches Selbstgefühl ein — Adolff Bichler sieht nah und fern nur Schufte, oder wenigstens nur Leute, die an Talent und Character tief unter ihm stehen. Diese überall ausgestellte Überlegenheit findet indessen weniger Anerkennung, als der reine Nativismus, denn auch dieses Helden Erdenleben ist nicht frei von jenen Menschlichkeiten, welche zur Bescheidenheit rathen sollten. Es bleibt immerhin ein Räthsel, wie ein geistreicher Mann, der die gesammte schöne Literatur der Bildungsvölker kennt, der von Vater Homeros bis auf unsere Tage alles Bedeuteude in sich aufgenommen, der Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, Goethe's Wilhelm Meister gelesen, wie ein solcher, statt sich durch Feinheit der Sitten und hellenische Munnuth hervorzuthun und seinen Landsleuten auf solche Weise mit gutem Beispiel voranzugehen, gerade auf das Gegentheil verfallen und dadurch seine ganze Originalität preis geben mochte, denn sich in den Alpen als Klüpel aufspielen, heißt Eulen nach Athen tragen. Dies Fach ist dort eben so gut besetzt — wie in Altbaiern. — Indessen so lange jene Art sich nur in engerem Kreise unter Freunden und Bekannten geltend zu machen suchte, konnte sie wohl als eine harmlose und deßhalb liebenswürdige Schwäche einer sonst hochgeschätzten Persönlichkeit hingenommen werden, allein wenn sie, wie neuerlichst geschehen, in die Öffentlichkeit tritt, so unterliegt sie auch der öffentlichen Beurtheilung. Ich glaubte daher nichts Überflüssiges zu thun, wenn ich zur Wahrung des literarischen Anstands meine

unmaßgebliche Meinung über dieses Wesen öffentlich aussprach, und schrieb also die nachfolgende Betrachtung, welche zuerst am 25. Mai d. J. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen ist:

Adolf Bichler, der vielgenannte Professor und Poet zu Innsbruck, hat jetzt eine Sammlung von Epigrammen herausgegeben, die der höchsten Beachtung werth sind. Sie zeigen nicht allein Talent, sondern auch Charakter. Er, der jüngst des Kaiserpaars Ehrentag so „prächtig“ besungen, er haucht dort seine literarischen Schmerzen aus. Das unaufmerksame Publicum liest ihn nicht und das nichtswürdige „Literatengeschmeiß“ weiß ihn nicht nach Verdienst hervorzuheben. Ersteres, „den viel lesenden Pöbel“, kanzelt er herunter; letzteres meßelt er nieder. Es ist ein belletristisches Blutbad!

Adolf Bichler lebt in einer Stimmung, wie sie ältere Schriftsteller wohl öfter befällt. Ein anderer seines Zeichens, den wir nicht nennen wollen, der sich in solcher Stimmung mitunter einen melancholischen Scherz erlaubt, der Niemanden abkanzelt und Niemanden niedermeßelt, ist jüngst trotzdem sehr streng behandelt worden. „Es ist eine Schwäche des geschätzten Autors“, schrieb nämlich ein eleganter Tiroler in seinem Betreff, „fortwährend über den Undank des Publikums zu klagen und sich selbst zu bejammern, deßhalb, weil der Wehrauch des Lobes nie vollkommen seine Nase erreicht.“ Solchem Jammer gibt nun Adolf Bichler einen heroischen Ausdruck. Er schlägt

mit Spieß und Morgenstern schonungslos um sich. Damit hat er auch den Geschmack seiner Landsleute getroffen, denn dieie stehen verblüfft und bewundernd vor seinen Düstichen.

Aber ich kann nicht umhin, jene armen Schriftsteller zu bedauern und meine doch bescheiden protestiren zu sollen, wenn Adolf Bichler, der leider noch ebenso wenig weltbezwingendes hervorgebracht, wie wir anderen, unsere Autoren insgesammt so tief heruntersetzen, sie der allgemeinen Verachtung preisgeben, mit einem Worte: sie vernichten will. Jedenfalls scheint die Form zu beaufstanden. In den eben erwähnten Epigrammen „In Literatur und Kunst“, * die

*) Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung, 1879. Hier einige der „kräftigsten“, die der Dichter wohl für seine besten halten dürfte:

Neurotantiker, zwar beruft ihr euch immer auf Dante:

Keine Poëman' ist's noch wenn auch ein Gelein jarzt.

* * *

„Nicht die schlechteste Frucht — jagst du — benagen die Wespen!“

Wir benagen dich nicht, werfen dich nur auf den Mist.

* * *

Niemals nahm ich dich ernst und deine Kritik! Denn Wanzen
Stechen und schwinden dahin, wie sie der Sommer erzeugt.

* * *

Last bei Seite den Schuft; moralischen Kapenjammer

Hat er als Weltschmerz euch lange genug schon verkauft.

* * *

Dich verachten? — O nein! — Dich hat ja die Bibel verkündet

Als die schmutzige Sau mit dem Geschmeide von Gold.

* * *

„Seht, wir folgen der Zeit und wechseln, wie sie, die Gestalten!“

Unverändertich bleibt eines in euch nur: der Schuft!

er wegen ihres hohen Werthes schon mehreremal an's
Licht gegeben, stigmatisirt nämlich der Poet in der Weise
der Kenien eine Auswahl verschiedener Schriftsteller, die
er ganz unbefangen mit Esel, Tropf, Langohr, Schuft,

Was erhebst du so stolz den Kopf zum Himmel, o Langohr?
Dein ist der Korusack nicht, den in die Mühle du trägst.

* * *

Sollt' ich nennen dich, Tropf, und so dir Ehre verleihen?
Zählst in der Gattung nur, als Individuum nicht.

* * *

Niemals neider' ich noch Verdienst, das ächt und gediegen;
Wär' der Kranz mir bestimmt, freut' es mich inniger nicht.
Seh' ich aber das Volk höfklöpfiger, heuchelnder Schufte,
Wünsch' ich den rächenden Strick, welcher die Schächerer traf.

* * *

Schlicht wie ein Pfeil entfloß das Epigramm in die Weite;
Ohne der Feier Klang traf es den Narren, den Schuft.

* * *

Ungezieser hinweg! — Zwar hätt' ich Nadeln in Fülle
Um zu spießen euch noch — aber die Sammlung genügt.

* * *

Selbst zwar leist' ich nichts, doch schnapp' ich wüthend nach jedem,
Der, was immer es sei, etwas zu leisten versucht.

* * *

In dem letzten Distichon hat der Dichter übrigens nicht
sich selbst, sondern einen anderen gemeint. Auf den ersten Seiten
des Heftleins stehen einige Epigramme auf Homer, Virgil,
Dante u. s. w., die eine ganz angenehme Lectüre bieten. Sie
lassen eine umfassende Belesenheit erkennen und zeigen, wie fein
H. Pichler, wenn er nicht zürnt, zu fühlen vermag.

schmutzige Sau u. dgl. bewirft. In Wien und Berlin, in Jena und Heidelberg wird man sich wundern, daß solches in Innsbruck noch möglich ist.

Den unliebsamen Häkeleien, denen damals selbst Schiller und Goethe nicht entgangen sind, sucht aber unser Dichter dadurch auszuweichen, daß er seine Opfer nicht nennt und auch sonst nicht bezeichnet, sondern statt der Adresse lediglich drei Sternlein (* *) setzt. „Leute“, meint er, „die keine Individuen sind, verdienen keinen Namen; die Peitsche trifft sie doch, weil sie eben in der Gattung mitlaufen.“

Ein dunkler Spruch, der fast allzu vorsichtig klingt. Wir hangt um den Erfolg! Wären die Sünder kenntlich gemacht, so könnten wenigstens schadenfrohe Seelen noch einiges Vergnügen dabei empfinden; aber so werden auch sie, wie die höher stehenden Leser, kopfschüttelnd an diesen unlösbaren Räthseln vorübergehen.

Nicht sehr sympathisch berührt auch des Dichters Siegerstolz und die kleine Prahlerei mit seiner „Peitsche“, die er ja doch nur auf einsamer Heide schwingt, nicht da, wo sie Jemand treffen könnte. Sich selbst den Lorbeerkranz aufzusetzen ist immer bedenklich und nur zu entschuldigen, wenn der Held glorreich mit ebenbürtigen Gegnern, nicht aber wenn er mit waffen- und weiseloien Phantomen gekämpft hat. Dießmal dürfte der edle Zweck und das rühmliche Ziel, das der Dichter zu verfolgen glaubt, sein Selbstgefühl doch etwas zu hoch gesteigert haben.

Sollte aber durch jene Epigramme, die uns mehr als drakonisch scheinen, der Zustand unserer jetzigen Literatur gleichwohl zutreffend characterisirt sein? Dürfte man da nicht entgegenhalten, daß vernünftige und gebildete Leser, die sich nur das Beste unserer Jahresernte aussuchen, noch immer ganz zufrieden damit sind? Den abgehenden Schiller, den fehlenden Goethe wird Adolph Pichler auch nicht ersetzen. Warum verlangt er denn in der Leihbibliothek gerade den schlechtesten Schund?

Ein höchst gefährliches Wagstück ist ferner die Aufrechnung der poetischen Unzulänglichkeit als moralischer Schuld. Wer nicht so schreibt, wie es ihm gefällt, den nennt er: Schuft. Ist es aber ganz sicher, daß Er so schreibt, wie es den Anderen gefällt? Wenn ihn nun diese mit dem gleichen Wasser waschen? Welche Sphärenmusik hätten wir da zu erwarten! Könnten wir uns wundern, wenn die Fuhrleute und die Holzknechte in Tirol den Herren „Litteraten“ zuriefen: „Und deswegen löst ihr die Ilias, die göttliche Komödie und den Parcival? Und das ist eure Bildung? Ihr seid ja ärgere Küpel als wir!“

Was das Personal unseres Parnasses betrifft, so ist es wohl vorher nie achtbarer gewesen, als jetzt. Ein gütiges Geschick hat mich doch mit so manchen unserer namhaftesten Autoren zusammengeführt, und ich erkläre gern, daß ich fast ohne Ausnahme hochgebildete, geistreiche und liebenswürdige Männer in ihnen gefunden; die gleiche Erfahrung haben auch Andere gemacht.

Diesseits der Alpen wird man daher den literarischen Auswurf, den der tirolische Archilochus verfolgt, vergeblich suchen. Aber ist er vielleicht in Innsbruck zu finden? Dort hat es allerdings ab und zu literarische Stänkereien gegeben; allein die jeweiligen Gegner stehen in öffentlicher Achtung so hoch, daß Herr Professor Pichler an sie unmöglich gedacht haben kann.

In den Kreisen, welche man in unserem Deutschland und in den deutschen Alpen die gebildeten nennt, wird man daher jene Verworfenen gewiß nicht finden. Blicke also, wenn wir weiter forschen wollten, nur die Frage: auf welchen entlegenen Triften der Epigrammatist das Gefindel, das er ansingt, zusammengefangen, und wie er denn dazu gekommen, diese Bande für die Vertreter der deutschen Literatur anzusehen?

So hoch wir den Dichter schätzen, so möchten wir ihn doch nicht wieder auf solchen Wegen treffen. Wir hoffen vielmehr, er werde mit diesem letzten Versuch die Aera der göttlichen Grobheit im schönen Land Tirol beschließen. Sat prata hiberunt! Wir haben jene Aera in Deutschland vor siebenzig Jahren durchgelebt und wünschen sie nicht zurück.

Wer jetzt noch in solchen Manieren schwelgt, der steht sich nur selbst im Lichte. In Tirol wie in Baiern bemerkt der aufmerksame Beobachter, wie ein anderes feineres Element langsam, aber sicher sich überall dahin zu setzen weiß, wo Ansehen, Ehre, Würden, Geld und Gut zu holen sind. Mit dem „edlen Kern in rauher Schale“ ist's vorbei;

man verlangt auch eine civilisirte Außenseite. So viele untergegangene Genies, die man in beiden Ländern registriert hat, kamen notorisch nur deswegen nicht vorwärts, weil sie keine Erziehung hatten und nie weltläufig wurden.

In Tirol hat die Sache auch ihre politischen Nachtheile. Die Italiener, die Wälschtiroler, werden die Deutschen aus der Pichler'schen Schule nie als ebenbürtig, sondern nur als eine halbbarbarische Race gelten lassen. Wenn in jenem Lande die überlegene Cultur auf Seite der Deutschen stände, so würden sich die Wälschen viel leichter assimiliren.

Dem irregegangenen Dichter dürften aber die deutschen Grazien jetzt wohlwollend zurufen: „Incendo quod adorasti! Wirf nach diesem verwegenen Zug gegen den deutschen Helikon die grausame Peitsche weg und widme dich der Beredlung deines hochbegabten Volkes. Aber auf jenem Wege geht's nicht. Belehre vielmehr, lieber Adolf, deine Landsleute, wie sie sich unter sich, mit den Fremden, bei Tisch, in Gesellschaft zu benehmen, wie sie achtungswerthe Gäste zu behandeln haben, wie weit unter Gebildeten die Redefreiheit gehe, wie sie sich in allen solchen Dingen den mehr vorgechristenen Nationen gleich stellen können; kurz, gründe zur Sühne einen lebensfrischen Verein „für feinere Formen und edlere Sitten“, oder verfaße einmal für die rhätische Alpenwelt ein geistreiches Complimentirbuch oder ein Werk wie „Der gute Ton“ von Ebhardt, oder einen Nachtrag zu Knigge's „Umgang mit Menschen.“ Wenn

dieser gut ausfällt, wird er gewiß auch auf die bayerischen
Nachbarn wirken, wofür wir dir sehr dankbar wären.
Du bist jüngst von deinem Kaiser — nicht unverdient —
in den Adelsstand erhoben worden und schreibst dich jetzt:
Adolf v. Bichler, Ritter v. Kautenkar. Noblesse oblige!
Den Herrn von sehen wir schon seit Jahr und Tag,
aber noch immer nicht — den Ritter. *Ὁὐς ταῖς Χάρων!*“